

„Zwischen Entzug und Zugriff – Hat die Philosophie das Reale verloren?“

Transkription des Streitgesprächs zwischen Erwin Ott und Markus Quentin in der Reihe „Denkraum“ im Rahmen des Festivals *Big Thinky - Monsters of Discourse* am 5. Juli 2025 im Kleinen Sendesaal des Hessischen Rundfunks moderiert von Peter N. Horst:

---

Zusammenfassung der Redaktion:

### **Zwischen Entzug und Exzess: Schattenontologie und spekulativer Realismus im Gespräch**

Im Rahmen eines moderierten Gesprächs zwischen dem Philosophen Erwin Ott, Begründer der Schattenontologie, und dem spekulativ-realistischen Denker Markus Quentin, moderiert von Peter N. Horst (HR Kultur), wird das Spannungsverhältnis zwischen spekulativem Zugriff auf das Reale und einem Denken der Unverfügbarkeit kritisch ausgelotet.

Ausgangspunkt ist die gemeinsame Einsicht in die Krise gegenwärtiger epistemischer Systeme im Zeitalter der algorithmischen Plattformen. Während Quentin für eine mutige Fortschreibung spekulativer Ontologie eintritt, die im Realen nicht das Unzugängliche, sondern das Herausfordernde erkennt, plädiert Ott für eine Philosophie des Entzugs, die sich dem Imperativ der Sichtbarkeit und Produktivität widersetzt. In Otts Schattenontologie erscheint das Reale nicht als Objekt der Setzung, sondern als Grenze des Sagbaren, als strukturelle Verdunkelung, die dem Denken eine Ethik der Zurückhaltung auferlegt.

Quentin betont demgegenüber die Notwendigkeit, im Strom der Plattformprozesse neue philosophische Interventionen zu wagen – als aktive Antwort auf die Mutation epistemischer Regime. Für ihn ist der spekulative Zugriff kein Rückfall in Ontologismus, sondern ein experimentelles Mittel, um das Denken gegenüber algorithmisch generierten Weltverhältnissen zu öffnen.

Zentrale Themen des Gesprächs sind:

- die Plattform als postarchivalisches Wissensregime
- der epistemische Status algorithmischer Sichtbarkeitsproduktion
- die Spannung zwischen Präsenz und Latenz
- Ontologie als Zugriff vs. Ontologie als Verzicht
- die Frage, ob Philosophie unter Bedingungen digitaler Überproduktion noch eine Widerstandsfunktion erfüllen kann

Im Verzicht auf abschließende Synthese wird der Dialog selbst zur performativen Auslotung philosophischer Grenzen: zwischen Diskurs und Schweigen, Spekulation und Entzug, Entfaltung und Exposition. Die Gesprächspartner treten weder affirmativ noch antagonistisch auf, sondern ermöglichen ein Denken in Differenz, das sich in der Uneinlösbarkeit der Positionen ernst nimmt.

Das Streitgespräch leistet so einen Beitrag zur zeitgenössischen Debatte um die Rolle der Philosophie im Zeitalter generativer Technologien – nicht durch harmonische Einigung, sondern durch präzise, offene Kontroverse.

**Peter N. Horst:**

Guten Abend, meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie zu einer weiteren Ausgabe unserer Reihe „Denkraum“, in der wir versuchen, dem Denken zuzuhören, bevor es sich in Schlagworte auflöst. Heute Abend geht es um nichts Geringeres als um das Reale – jenes schwer fassbare, oft überforderte Wort, das dennoch nicht aus der Philosophie verschwindet.

Unsere Zeit ist geprägt von einer paradoxen Bewegung:

Einerseits scheint alles real – klickbar, messbar, visualisiert. Andererseits hat sich ein leiser Zweifel eingeschlichen: ob das, was da ständig sichtbar ist, überhaupt noch wirklich ist.

Philosophisch gesprochen: Die Moderne hat sich an der Sprache verschlissen, die Postmoderne an der Wahrheit, und nun scheint es, als würde selbst die Kritik ihren kritischen Boden verlieren. Was bleibt?

Hier setzt unser heutiges Streitgespräch an. Zwei Positionen. Zwei Denkweisen. Zwei Temperamente.

Zu meiner Linken begrüße ich Erwin Ott, Philosoph und Autor der viel diskutierten Monographie Schattenontologie – Apophatische Metaphysik der Unverfügbarkeit. Ott vertritt ein Denken, das sich der Welt nicht aussetzt, um sie zu ergreifen, sondern um ihren Entzug als Entzug zu denken. Er schreibt: „Was sich nicht zeigt, ist nicht weniger wirklich.“ Eine Philosophie der Latenz, der Verdunkelung, des fragmentarischen Verzichts.

Zu meiner Rechten sitzt Markus Quentin, Professor für Philosophie mit Schwerpunkt spekulative Ontologie an der Universität Basel. Sein jüngstes Werk trägt den bezeichnenden Titel Exzess des Realen. Quentin steht für einen erneuerten Realismus – spekulativ, herausfordernd, direkt. Er schreibt: „Das Reale duldet keinen epistemischen Schonraum. Wer denkt, muss setzen.“ Für ihn ist Philosophie keine Kapitulation vor dem Nichtwissen, sondern eine Bewegung über das Denkbare hinaus.

Was Sie erwartet, ist kein Streit um Begriffe – sondern ein Streit um das Verhältnis von Denken zur Welt.

Was ist das Reale?

Wie sprechen wir darüber, ohne es zu verraten – oder uns in Scheu zu verlieren?

Was darf das Denken noch – und was sollte es lassen?

Meine Herren – ich danke Ihnen, dass Sie sich auf dieses Experiment einlassen.

**Ott:**

Es ist kein Experiment. Es ist Notwendigkeit.

**Quentin:**

Und Notwendigkeit ist, was das Reale zum Denken treibt.

**Horst:**

Dann lassen Sie uns beginnen.

Meine erste Frage lautet schlicht – und damit vielleicht unmöglich:

Was ist das Reale – und was macht es mit dem Denken?

---

**Was ist das Reale?**

**Horst:**

Herr Quentin, beginnen wir mit Ihnen. Was meinen Sie, wenn Sie in Ihren Texten vom „Realen“ sprechen?

**Quentin:**

Das Reale ist das, was sich unserem Denken nicht unterordnet, aber es herausfordert. Es ist nicht das Gegebene, sondern das Unabgeholte. Wir leben in einer Zeit, in der das Denken in seiner eigenen Reflexivität zu ersticken droht. Der spekulative Realismus ist mein Versuch, das Denken wieder an die Welt zu binden – nicht an die Welt, wie wir sie darstellen, sondern an die Welt, wie sie uns übersteigt.

**Horst:**

Ein Denken an der Grenze des Erfahrbaren?

**Quentin:**

Nein, nicht an der Grenze. Jenseits der Grenze. Und genau da setzt Spekulation an. Die Philosophie hat sich zu lange damit aufgehalten, nur das zu denken, was sich zeigen will. Ich will das denken, was sich entzieht – nicht um es zu zerstören, sondern um es aufscheinen zu lassen. Das Reale ist exzessiv. Es stellt sich nicht dar – es drängt, ohne sich zu geben.

**Horst:**

Herr Ott?

**Ott:**

Ich stimme mit dem ersten Satz überein: Das Reale entzieht sich. Aber ich widerspreche dem zweiten. Das Reale fordert das Denken nicht zur Setzung heraus, sondern zur Unterbrechung. Ich halte das Denken für verführbar – und das Reale für nicht befragbar. Sobald wir sagen: „Das Reale ist das“, haben wir es bereits verloren.

**Quentin:**

Dann bleibt Ihnen nur das Verstummen.

**Ott:**

Nein. Mir bleibt das Hinhören. Das Aushalten. Das Denken, das nicht behauptet, sondern sich entzieht, ist kein Schweigen. Es ist Arbeit am Begriff – aber eine Arbeit, die den Begriff nicht vollendet. Ich nenne das: Denken in Verdunkelung.

**Horst:**

Aber Herr Ott, wenn Sie sagen, das Reale ist nicht befragbar – ist das nicht selbst eine Aussage über das Reale?

**Ott:**

Es ist eine Aussage über das Verhältnis des Denkens zum Realen. Nicht über das Reale selbst. Ich sage: Das Denken ist strukturell unterlegen. Die Schattenontologie geht davon aus, dass das Reale nicht präsentierbar ist – aber strukturwirksam bleibt. Es erzeugt keine Bedeutung, aber es zerstört jede, die sich ihm zu nahe wähnt.

**Quentin:**

Aber warum dieses Pathos der Zurückhaltung? Sie fetischisieren den Entzug. Damit wird aus dem Realen eine neue Transzendenz, ein Schweigegott der Philosophen.

**Ott:**

Falsch. Ich nenne es nicht Transzendenz. Ich nenne es Unverfügbarkeit. Es geht nicht um das Jenseits – es geht um das Hier, das sich nicht ausliefern lässt. Mein Punkt ist: Das Reale ist nicht das Andere des Denkens, sondern das, was im Denken nicht erscheint, aber alles durchkreuzt.

**Horst:**

Also kein Gegenstand, kein Ursprung – eher eine Art Negativwirksamkeit?

**Ott:**

Genau. Das Reale ist nicht da, aber es wirkt, indem es sich dem Zugriff entzieht.

**Quentin:**

Dann ist es Mythos. Oder eine Form von metaphysischer Hygienekritik. Sie wollen ein Denken ohne Besitz – aber besitzen dann doch den Begriff der Unverfügbarkeit. Das ist auch eine Form von Zugriff, nur in asketischer Gestalt.

**Ott:**

Ich setze keine Grenzen, ich erkenne sie an. Und das ist ein Unterschied. Schattenontologie ist nicht der Verzicht auf Denken – sondern der Verzicht auf Finalisierung. Auf den Willen, das Reale als letzte Instanz zu fixieren. Ich frage: Wie kann man denken, ohne das Gedachte zu ergreifen?

**Horst:**

Und Sie, Herr Quentin, fragen: Wie kann man denken, ohne zu setzen?

**Quentin:**

Genau. Denken ohne Setzung ist – wenn es ehrlich ist – ein Zustand, kein Verfahren. Ich will keine Mystik des Unverfügbaren, sondern eine Philosophie des Mutmaßlichen. Wir müssen uns wieder trauen, das Denken offensiv zu verstehen – als Bewegung auf das, was noch nicht ist.

**Ott:**

Ich verstehe das. Aber ich glaube, dass dieser Mut in Wahrheit eine Angst vor dem Verlust ist. Der Verlust von Welt – das ist es, was das Denken nicht erträgt. Und darum greift es. Die Schattenontologie sagt: Lass los. Du denkst nicht, um zu beherrschen – du denkst, um nicht völlig blind zu sein.

**Horst:**

Dann würde ich sagen: wir denken, um zu wissen, dass wir nicht wissen.

**Ott:**

Vielleicht: um zu ahnen, dass das Reale anders bleibt, selbst wenn wir es berühren.

**Quentin:**

Oder: dass es uns verletzt, weil wir es nicht lassen.

**Horst:**

Ich danke Ihnen. Vielleicht liegt in der Differenz Ihrer beiden Positionen mehr Reales, als sich aussprechen lässt.

Kommen wir zur nächsten Frage:

Ist Philosophie heute Ontologie – oder eine Form epistemischer Ethik?

**Ontologische Geste oder epistemische Ethik?**

**Horst:**

Wir haben gehört: Herr Quentin will das Reale setzen, auch um den Preis der Spekulation. Herr Ott will es nicht erfassen, sondern umkreisen, aushalten, andeuten. Daraus ergibt sich die nächste Frage: Ist Philosophie heute noch Ontologie – oder eher eine Form von

epistemischer Ethik? Herr Ott, Sie sprechen oft von Begriffsverzicht, von Exosition, von Denken als Hingehaltensein. Ist das noch Philosophie im klassischen Sinne?

**Ott:**

Ja, aber nur wenn man Philosophie nicht mit Systembildung verwechselt. Philosophie, wie ich sie verstehe, ist eine Bewegung an der Grenze ihrer selbst. Es geht nicht darum, das Reale zu erklären – sondern zu erspüren, was sich der Erklärung systematisch entzieht. Nicht weil es verborgen wäre, sondern weil unser Zugang immer schon strukturell übergriffig ist. Eine Philosophie, die das ignoriert, gerät in epistemische Hybris.

**Quentin:**

Aber genau darin liegt doch die Stärke der Philosophie! Sie ist nicht bloßes Nachdenken, sondern ein Denken, das sich gegen das bloß Gegebene richtet. Wenn wir anfangen, das Denken zu scheuen, weil es „übergriffig“ sei, dann machen wir aus Denken einen Akt der Scham. Ich halte das für eine gefährliche Moralisierung.

**Ott:**

Es ist keine Moral, es ist Maß. Der Unterschied ist entscheidend. Ich sage nicht: Denken ist schlecht. Ich sage: Denken hat eine Schattenseite, die es lange übersehen hat. Wer sich mit dem Realen beschäftigt, muss bereit sein, dass sich dieses Reale nicht dem epistemischen Zugriff beugt. Es geht mir nicht um Scham, sondern um Zurückhaltung als Form von Ernsthaftigkeit.

**Horst:**

Ist das eine Ethik des Denkens?

**Ott:**

Ja – aber keine normative Ethik. Ich verstehe Denken als Exosition: Ich halte mich dem ausgesetzt, was ich nicht in mich einverleiben kann. Der Denkakt selbst ist dann nicht Setzung, sondern eine Art Öffnung, eine zögernde Artikulation im Wissen darum, dass jedes Wort das Falsche ist.

**Quentin:**

Aber warum sollten wir das überhaupt Philosophie nennen? Es klingt, als wollten Sie nicht denken, sondern meditieren. Wenn Sie von Verdunkelung sprechen, dann frage ich: Wo bleibt die Unterscheidung zwischen produktivem Denken und bloßer Haltung?

**Ott:**

Weil auch Haltung konzeptuelle Arbeit ist – wenn sie sich nicht in Pose erschöpft. Verdunkelung meint nicht das Ende des Denkens, sondern dessen Verlagerung auf das, was im Hellen nicht sichtbar wird. Philosophie heißt für mich nicht: erleuchten. Sondern: die Dunkelheit strukturieren, ohne sie zu zerstören.

**Horst:**

Herr Quentin, Sie schreiben: „Das Denken muss dem Realen ein Risiko sein.“ Was heißt das im Gegensatz zu dem, was wir gerade gehört haben?

**Quentin:**

Das heißt: Ich glaube an eine Philosophie, die etwas wagt. Die sagt: Ich weiß, dass ich nicht weiß – aber ich setze dennoch. Nicht aus Arroganz, sondern aus epistemischer Produktivität. Denken ist für mich ein Sprung, kein Rückzug. Ich will das Reale nicht „sicher“ denken, sondern erschüttert. Und das geht nicht im Modus des Abwartens.

**Ott:**

Aber wenn Sie setzen, setzen Sie doch das Reale selbst. Und genau das halte ich für die Gefahr: Dass Philosophie sich erneut anmaßt, zu wissen, was das Reale ist. Wir wiederholen die Fehler der Ontotheologie – nur mit anderen Begriffen. Ich will kein neues Sein, sondern einen Begriff des Nicht-Erfassens.

**Quentin:**

Aber das ist doch auch ein Zugriff – ein Negativzugriff. Sie machen den Entzug zum Dogma. Das ist keine Ethik mehr, das ist negative Ontologie in der Pose des Rückzugs.

**Ott:**

Nein. Ich arbeite nicht mit Negationen, sondern mit Schwellen. Schattenontologie ist keine Ontologie des Nichts, sondern eine Ontologie im Modus der Nichtüberführung. Sie behauptet keine Tiefe, sondern verweigert die Flachheit des Begriffs, der zu viel weiß.

**Horst:**

Das bringt uns zu einer zentralen Spannung:

Kann es eine Philosophie geben, die weder affirmiert noch negiert – sondern einfach zögert?

Oder ist das Zögern selbst schon eine Form der Entscheidung?

**Ott:**

Zögern ist kein Aufschub – es ist eine Form der Zuwendung. Wer zögert, denkt tiefer.

**Quentin:**

Oder gar nicht mehr.

**Horst:**

Vielleicht ist das die eigentliche Differenz: Denken als Öffnung – oder Denken als Zugriff.

Lassen Sie uns diesen Gegensatz weiter zuspitzen. Ich möchte jetzt die Frage stellen, ob Ontologie heute überhaupt noch eine kritische Kraft entfalten kann, oder ob sie – wie Herr Ott sagen würde – selbst schon eine Form der epistemischen Übergriffigkeit ist.

Kommen wir zum nächsten Abschnitt: Ontologie und Systemkritik

## **Ontologie und Systemkritik**

**Horst:**

Wir sprechen über das Reale – und geraten dabei unweigerlich in die Frage nach der Ontologie. Herr Quentin, Sie plädieren für eine Wiederaufnahme der ontologischen Frage, gerade im Zeichen des spekulativen Realismus. Können Sie das präzisieren?

**Quentin:**

Ja. Für mich ist Ontologie kein metaphysisches Überbleibsel, sondern eine Möglichkeit, das Denken wieder an die Welt zu binden, ohne es im Subjekt oder im Diskurs aufzulösen. Die spekulative Ontologie, wie ich sie verstehe, ist eine Reaktion auf das, was man die poststrukturalistische Paralyse nennen könnte: Alles ist Text, alles ist Konstrukt – und am Ende ist nichts mehr zu denken, weil alles bereits dekonstruiert ist. Ontologie ist für mich eine kritische Form, die sich nicht darin erschöpft, Kritik zu üben, sondern die den Mut hat, Realität zu denken, ohne sich gleich wieder in epistemischer Scheu zurückzuziehen.

**Horst:**

Und Ontologie heißt für Sie: Setzen?

**Quentin:**

Nicht blind setzen – sondern setzen, um das Denken zu öffnen. Ich will kein Dogma, aber ich will auch kein endloses Zögern. Ontologie ist ein Spiel mit Ernst. Sie ist keine Behauptung über das Ganze, sondern eine epistemische Provokation: Was ist, wenn wir wieder sagen, dass etwas ist – ohne es sofort ironisch zurückzunehmen?

**Ott:**

Und ich würde antworten: Dann ist das Denken wieder dort angekommen, wo es sich von der Macht des Begriffs nicht mehr unterscheidet. Ich sehe in dieser neuen Lust auf Ontologie keine Befreiung, sondern eine Restauration der metaphysischen Geste. Der Wunsch, das Reale wieder zu sagen – sei es als Hyperobjekt, als Archi-Faktizität oder als withdrawn object – ist der Wunsch nach epistemischer Erlösung. Und der ist gefährlich.

**Quentin:**

Aber was bleibt, wenn wir das nicht tun? Was bleibt, wenn wir nicht mehr wagen, das Sein zu denken?

**Ott:**

Es bleibt die Möglichkeit, den Entzug nicht zu übergehen. Schattenontologie ist keine Verweigerung, sondern eine Verschiebung. Ich will das Sein nicht fixieren, sondern ihm Raum lassen, in dem es sich nicht zeigen muss, um wirksam zu sein. Das ist für mich Kritik: nicht Zerstörung, sondern Entziehung von Zugriff.

**Horst:**

Das klingt, als wollten Sie die Ontologie abschaffen.

**Ott:**

Nein. Ich will sie entmetaphorisieren. Ich will Ontologie nicht als System, sondern als Schwelle. Nicht als Fundament, sondern als Ort der Nicht-Verfügbarkeit. Ich arbeite an einer Ontologie, die nicht auf Präsenz beruht, sondern auf Latenz.

**Quentin:**

Aber dann verfehlen Sie doch gerade den politischen, den kritischen Impuls, den Ontologie wieder haben kann. Ich glaube nicht an eine Rückkehr zur klassischen Substanzontologie – aber ich glaube, dass wir wieder fragen müssen: Was ist? Und zwar ohne uns dabei ständig selbst die Legitimation zu entziehen.

**Ott:**

Und ich glaube, dass genau diese Art von Rückkehr die Struktur der epistemischen Gewalt wiederholt. Die Frage „Was ist?“ klingt unschuldig – ist aber oft eine Form, das Unverfügbare in eine Zugriffsform zu pressen. Ich frage stattdessen: Was wirkt, ohne dass es ist – oder: Was ist da, indem es sich dem Sein entzieht?

**Horst:**

Das wäre also eine Ontologie der Spur?

**Ott:**

Nein, der Spur haftet oft noch zu viel Teleologie an. Ich spreche von Schatten: das, was da ist, ohne sich zu zeigen. Eine Ontologie, die nicht repräsentiert, sondern zeigt, dass sie nicht zeigen kann. Und gerade dadurch eine Ethik ermöglicht.

**Quentin:**

Dann bleibt Philosophie eine ewige Selbstverneinung. Das will ich nicht. Ich will, dass Denken real wird – auch auf die Gefahr hin, dass es irrt. Aber wer sich nur mit dem Entzug befasst, setzt nichts mehr aufs Spiel.

**Ott:**

Ich setze das Denken selbst aufs Spiel – indem ich es dem aussetze, was es nicht besitzen kann. Das ist nicht Verzicht – das ist Verantwortung.

**Horst:**

Einmal mehr also: Spekulation als Risiko, Entzug als Ethik.

Kommen wir nun zu einem Bereich, in dem diese Fragen besonders akut werden:

digitale Realität, generative Technik, Plattformlogik.

Wie verändert sich das Reale, wenn es von Maschinen mitproduziert wird?

## **Medienwandel und Wirklichkeit**

### **Horst:**

Wir haben über das Reale gesprochen – als Entzug, als Setzung, als Risiko. Ich möchte nun das Gespräch in eine Richtung lenken, die unsere Gegenwart ganz direkt betrifft: die digitale Transformation des Wissens und ihrer Wirklichkeitsproduktion. Herr Quentin, was bedeutet das Aufkommen von generativer KI, algorithmischer Selektion und digitaler Plattformlogik für Ihre Vorstellung des Realen?

### **Quentin:**

Ich sehe darin zunächst einmal eine radikale Möglichkeit: eine neue Konfrontation mit Kontingenz. Die Maschinen, von denen wir sprechen, sind nicht nur Werkzeuge – sie produzieren neue Weltverhältnisse. Das ist kein Verlust, sondern eine Erweiterung. Die generativen Systeme stellen das Denken unter Spannung, weil sie uns zeigen, dass das Mögliche nicht mehr nur anthropologisch gebunden ist. Und genau da wird das Reale interessant: Nicht als Gegebenes, sondern als Produktivitätsüberhang, als generatives Außen, das uns übersteigt – aber erreichbar bleibt.

### **Horst:**

Also ist die Maschine für Sie ein neuer Ort des Realen?

### **Quentin:**

Nicht die Maschine selbst, aber das, was durch sie möglich wird. Die Realität der Gegenwart ist eine Realität im Modus der Aktualisierung. Plattformen sind keine Speicher, sie sind Temporalisierungsmaschinen. Sie erzeugen nicht bloß Repräsentationen, sondern Wirklichkeit als Strom. Und das müssen wir denken – nicht bloß als Problem, sondern als Herausforderung.

### **Ott:**

Und ich würde genau dort ansetzen – aber mit entgegengesetzter Bewegung. Für mich ist die Plattform keine Ermöglichungsmaschine, sondern ein Überhitzungsmechanismus. Was dort produziert wird, ist nicht das Reale, sondern seine Simulation. Es ist nicht Entzug, sondern exponentielle Sichtbarkeit, die das Denken überfordert. Die Plattform kennt keinen Schatten. Sie algorithmisiert jede Latenz in ein Profil, jede Unschärfe in ein Muster. Ich

nenne das: epistemische Saturation – ein Zustand, in dem das Reale an seiner eigenen Sichtbarkeit verblasst.

**Quentin:**

Aber ist das nicht eine Romantisierung des Mangels? Die Plattform ist nicht schuld daran, dass das Denken müde ist. Vielleicht zeigt sie nur, dass das Denken sich nicht an die Geschwindigkeit seiner eigenen Produkte gewöhnen will. Die KI – das ist doch gerade nicht Reduktion, sondern Explosion des Möglichen.

**Ott:**

Eine Explosion, die nur das erzeugt, was schon vorher wahrscheinlich war. Was hier geschieht, ist nicht Eröffnung, sondern Wiederholung unter der Illusion der Innovation. Die KI kennt keinen Schatten, weil sie keine Lücke kennt. Sie funktioniert auf der Basis permanenter Rekombination, aber sie kann nicht auslassen. Genau das aber ist Denken: die Fähigkeit, nicht zu sagen, nicht zu erzeugen, nicht zu wiederholen.

**Horst:**

Können Sie das konkretisieren, Herr Ott? Was bedeutet das für Ihr Verständnis von Wirklichkeit?

**Ott:**

Wirklichkeit entsteht für mich nicht durch Produktion, sondern durch Widerstand. Sie ist nicht, was man sichtbar macht, sondern was sich der Sichtbarkeit systematisch entzieht. Ich nenne das Schattenwirklichkeit – das Reale ist dort, wo es nicht präsentiert werden kann, aber jede Präsentation mitformt. In der Sprache der Plattform gibt es dafür keinen Ort. Die Schatten verschwinden im Datenstrom.

**Quentin:**

Aber das Denken darf sich doch nicht zurückziehen, nur weil es keine absolute Latenz mehr gibt. Ich bin für ein Denken, das ins System eingreift, das Muster sabotiert, statt sie zu meiden. Ontologie ist nicht Rückzug, sondern Rückschlag.

**Ott:**

Und ich glaube, dass der Rückschlag nur möglich ist, wenn wir einen Ort des Schweigens bewahren. Die Plattform zerstört diese Orte. Sie generiert nicht Wissen, sondern Aufmerksamkeit ohne Tiefe. Die Schattenontologie hält dagegen, indem sie sagt: Was du nicht denken kannst, ist dennoch da. Und es prägt dich. Nicht durch Inhalt, sondern durch Verhinderung von Zugriff.

**Horst:**

Das bringt uns zu einer interessanten Zuspitzung:

Die Plattform als Ort des Exzesses – oder des Verlustes?

Ist die Maschine ein neues Außen – oder der endgültige Innenraum?

Und wenn das Denken in diesem Raum noch Bedeutung haben will, was muss es dann tun?

**Ott:**

Es muss aussetzen, nicht mithalten.

**Quentin:**

Es muss überbieten, nicht verweigern.

**Horst:**

Dann ist das Reale entweder der Schatten – oder das Echo.

Ich danke Ihnen.

Kommen wir nun zu Kapitel 2 unserer Diskussion:

Plattformlogik und die Erosion des Archivs.

Was geschieht, wenn das Gedächtnis des Wissens zu seiner eigenen Aktualitätsmaschine wird?

### **Von der Gedächtnisstruktur zur Aktualitätsmaschine**

**Horst:**

Wir haben gerade darüber gesprochen, wie Plattformen das Verhältnis von Sichtbarkeit, Wissen und Wirklichkeit transformieren. Ich möchte nun auf einen Begriff zurückkommen, der in der Philosophie Michel Foucaults zentral war: das Archiv. Foucault verstand das Archiv als Ordnung der Sagbarkeit, als Grenze dessen, was gedacht und gesagt werden kann. Was aber passiert, wenn dieses Archiv nicht mehr stabil ist, sondern sich selbst generiert – und zwar ständig, automatisch, datengetrieben? Herr Ott, was bedeutet Plattformlogik für das Archiv?

**Ott:**

Zunächst: Die Plattform ist kein Archiv mehr. Sie verabschiedet sich von jeder archivalischen Logik, denn sie bewahrt nicht, sie ersetzt. Während das klassische Archiv auf der Idee beruhte, dass sich Wissen akkumuliert, dass es rückholbar ist und eine Form von Tiefenstruktur besitzt, ersetzt die Plattform diese Tiefenstruktur durch permanente Flächenproduktion. Es entsteht keine Geschichte, sondern Kuratierung ohne Gedächtnis.

**Quentin:**

Das sehe ich anders. Ich würde sagen, die Plattform ist ein Archiv – aber ein anderes. Sie ist kein Gedächtnis im traditionellen Sinn, sondern ein aktives Archiv, ein Archiv der Mutation, nicht der Bewahrung. Was dort gespeichert wird, ist nicht Vergangenheit, sondern

Potenzialität. Und genau das eröffnet neue Zugänge zur Wirklichkeit. Ich spreche gerne von einer Archivalität ohne Archiv.

**Ott:**

Das klingt schick, ist aber semantisch gefährlich. Wenn alles Archiv ist, ist nichts mehr archivalisch. Der Begriff verflacht. Das Archiv im foucaultschen Sinn war mehr als eine Datenbank – es war epistemische Bedingung. Die Plattform hingegen ersetzt diese Bedingung durch algorithmische Musterbildung. Sie fragt nicht mehr: Was darf gesagt werden?, sondern: Was wird gezeigt, weil es geklickt wird?

**Horst:**

Das heißt: Die Plattform ist eine Logik der Sichtbarkeit, keine Struktur der Erinnerbarkeit?

**Ott:**

Genau. Sie generiert permanente Gegenwart, aber keine historische Schichtung. Sie ist Anti-Gedächtnis, sie produziert Zugriff ohne Tiefe. Die Schattenontologie reagiert darauf, indem sie nach dem fragt, was sich diesem Zugriff entzieht, was nicht gespeichert, nicht promotet, nicht sichtbar gerankt wird – das, was ich „Latenzraum“ nenne.

**Quentin:**

Aber was ist daran neu? Auch das klassische Archiv war eine Struktur des Ausschlusses. Auch dort war vieles unsagbar. Die Plattform ist nur schneller, flacher, ja – aber sie ist eben auch radikal inklusiv. Sie kennt keine Einlasskontrollen mehr.

**Ott:**

Und genau deshalb ist sie keine epistemische Struktur mehr, sondern ein Affordanzraum. Sie produziert nicht Wissen, sondern Möglichkeitserwartung. Die Archive der Moderne funktionierten durch Stabilität. Die Plattform funktioniert durch Selbst-Überholung. Sie vergisst schneller, als sie speichert.

**Horst:**

Ist das dann eine epistemische Krise?

**Ott:**

Es ist eine epistemische Überdehnung. Eine Krise des Maßes. Das Denken verliert seine Proportion, weil der Raum des Sagbaren nicht mehr begrenzt, sondern inflationär überfüllt ist. Schattenontologie fragt: Wo ist der Ort des Nicht-Sagens geblieben? Wo ist das, was nicht auftaucht – und trotzdem da ist?

**Quentin:**

Das ist für mich ein Missverständnis. Die Plattform ist nicht inflationär, sie ist elastisch. Sie erzeugt neue Dynamiken, neue Formen des Sinns. Die Aufgabe der Philosophie ist es nicht,

sich zurückzuziehen, sondern diese Dynamik zu begleiten – kritisch, ja, aber nicht melancholisch.

**Ott:**

Ich bin nicht melancholisch. Ich bin präzise. Die Philosophie verliert ihre Kraft nicht, weil sie zu wenig wagt, sondern weil sie zu viel bereit ist, mitzumachen. Der Zugriff auf das Reale verkommt zur Daueraktualisierung epistemischer Simulation. Ich plädiere nicht für Stillstand – ich plädiere für Latenzschutz.

**Horst:**

Also ist die Plattform kein Archiv, sondern eine epistemische Maschine, die schneller produziert als gedacht werden kann?

**Ott:**

Ja. Und genau deshalb brauchen wir ein Denken, das nicht mithält, sondern unterbricht.

**Quentin:**

Oder: ein Denken, das versteht, was mithalten heißt – und nicht davor zurückschreckt.

**Horst:**

Wir bewegen uns auf gefährlichem Terrain: zwischen Datenstrom und Denkriss. Ich schlage vor, wir vertiefen diese Spannung gleich weiter. Im nächsten Abschnitt geht es um die Plattform als epistemisches Regime – und um die Frage: Ist das, was wir sehen, noch das, was gedacht werden kann?

### **Algorithmus statt Ordnung: Kuratierung ohne Kurator**

**Horst:**

Wir haben nun verstanden: Die Plattform ist nicht mehr das Archiv im klassischen Sinne. Sie bewahrt nicht, sie bewegt – und zwar in Echtzeit. Ich möchte diese Bewegung nun genauer betrachten: Was geschieht epistemisch, wenn nicht mehr ein Kurator auswählt, was gezeigt, gesammelt, gespeichert wird, sondern ein Algorithmus? Herr Quentin, was bedeutet diese algorithmische Kuratierung für das Verhältnis von Wissen, Wirklichkeit und Philosophie?

**Quentin:**

Zunächst: Sie verändert es fundamental. Aber nicht zwingend zum Schlechten. Der Algorithmus ist kein neutraler Mechanismus – aber er ist auch kein Feind des Denkens. Er erzeugt neue Formen von Selektion, neue Formen des Sehens – er strukturiert die Welt nicht durch Wahrheit, sondern durch Wahrscheinlichkeit. Und das ist, epistemisch gesehen, nicht das Ende, sondern eine andere Art des Anfangs.

**Horst:**

Sie meinen: Das Denken muss sich auf diese neue Form der Ordnung einlassen?

**Quentin:**

Nein – es muss sie analysieren, spiegeln, überbieten. Ich will keine Affirmation des Algorithmus, aber ich weigere mich, ihn nur als Gefahr zu sehen. Was wir beobachten, ist eine Verlagerung des Kuratorischen: nicht mehr ein menschliches Subjekt bestimmt, was relevant ist, sondern eine maschinelle Feedbackstruktur. Und diese Struktur produziert ontologische Effekte – sie macht sichtbar, was vorher unsichtbar war. Und umgekehrt.

**Ott:**

Aber genau darin liegt das Problem. Der Algorithmus ersetzt nicht nur den Kurator – er löscht ihn. Er ersetzt die Frage „Was ist zeigenswert?“ durch die Frage „Was ist klickbar?“. Die Plattform wird zur Affektmaschine, nicht zur Erkenntnisstruktur. Kuratierung ohne Kurator heißt: Bedeutung ohne Verantwortung. Die Folge ist epistemische Glättung – alles wird gleich gültig, gleich sichtbar, gleich gleich.

**Quentin:**

Aber ist das nicht auch eine Chance? Gerade diese Glättung erlaubt doch neue Formen der Irritation. Gerade weil keine Instanz mehr entscheidet, können andere Dinge sichtbar werden – Brüche, Zufälle, Noise.

**Ott:**

Nur wenn man Zufall nicht mit Latenz verwechselt. Die Plattform produziert Variation, ja – aber keine Tiefe. Was sie nicht kennt, ist die Lücke: das, was sich nicht aktualisieren lässt, was sich der Selektion entzieht, gerade weil es nicht algorithmisch anschlussfähig ist. Schattenontologisch gesprochen: Die Plattform hat keinen Schattenwurf – sie ist vollflächige Sichtbarkeitsstruktur. Und genau das entzieht dem Denken seinen Widerstand.

**Horst:**

Sie meinen, sie nimmt dem Denken seinen Ernst?

**Ott:**

Sie nimmt ihm den Anderen. Was sich nicht zeigt, existiert für die Plattform nicht. Aber genau dieses Nicht-Gezeigte, das Nicht-Geregelte, das Nicht-Kuratierte ist für mich der Ort des Realen. Die Philosophie muss nicht das Sichtbare denken – sondern das, was im Sichtbaren fehlt.

**Quentin:**

Aber wenn Sie das sagen, müssen Sie doch auch anerkennen, dass Plattformen neue Formen der Unsichtbarkeit produzieren. Nicht als Mangel – sondern als Effekte ihrer Struktur. Das ist nicht nur bedrohlich, das ist interessant. Wir erleben eine neue Ontologie der Sichtbarkeit – und das Denken muss sich ihr stellen, nicht entziehen.

**Ott:**

Doch: Es muss sich ihr entziehen können, um ihr überhaupt etwas entgegensetzen zu können. Die Plattform ersetzt Urteil durch Aufmerksamkeit, Bedeutung durch Performanz. Was zählt, ist nicht, was gesagt wird, sondern dass es etwas gibt, das zählt – in Echtzeit, rückgekoppelt, bewertet. Das ist keine Ontologie – das ist Signalaustausch ohne Welt.

**Horst:**

Ist also der Algorithmus das neue metaphysische Prinzip?

**Quentin:**

Er ist zumindest das neue Ordnungsprinzip. Eine Ontologie der Wahrscheinlichkeiten – flach, ja, aber nicht belanglos. Ich sage nicht, dass sie genügt – aber sie ist da, sie wirkt, und das Denken muss auf sie reagieren, nicht davonlaufen.

**Ott:**

Oder: Das Denken muss einen Ort bewahren, von dem aus es nicht sofort rückgekoppelt wird. Die Plattform löscht den Hintergrund – sie ist reines Vordergrundrauschen. Schattenontologie fragt: Was passiert mit der Wirklichkeit, wenn sie keinen Schatten mehr wirft?

**Horst:**

Vielleicht verliert sie dann ihre Realität.

Lassen Sie uns im nächsten Abschnitt über genau diesen Verlust sprechen.

Was ist eine epistemische Realität ohne Tiefe, ohne Schweigen, ohne Ausschluss?

### **Die Plattform als epistemisches Regime.**

**Horst:**

Wir nähern uns einem kritischen Punkt: der Plattform nicht nur als technische Infrastruktur, sondern als das, was Michel Foucault ein „epistemisches Regime“ genannt hätte – eine strukturierende Macht, die bestimmt, was gewusst werden kann. Meine Frage an Sie beide: Hat die Plattform diese Rolle inzwischen übernommen – ist sie das neue epistemische Regime? Herr Ott?

**Ott:**

Ja, mit aller Deutlichkeit. Aber anders, als frühere epistemische Regime funktionierten. Das Regime der Plattform ist nicht repräsentativ, sondern operativ. Es ersetzt Bedeutung durch Operation. Was zählt, ist nicht, was etwas meint, sondern dass es performt – dass es Klicks, Feedback, Sichtbarkeit generiert. Die Plattform ist kein neutraler Speicherraum, sie ist ein Wissensproduzent, der durch algorithmische Vorverarbeitung bestimmt, was als Wissen überhaupt erscheint.

**Horst:**

Sie meinen, die Plattform erzeugt nicht nur Inhalte, sondern ontologische Strukturierung?

**Ott:**

Exakt. Nur dass diese Strukturierung nicht mehr über Begriffe läuft, sondern über Bewegung, Frequenz, Gewichtung. Ich spreche von einem Regime der statistischen Ontologie: Was oft genug erscheint, wird wirklich – oder zumindest als solches empfunden. Was aber nicht passt, verschwindet. Nicht durch Zensur, sondern durch Irrelevanzproduktion. Es entsteht keine Ordnung des Wissens, sondern ein System des epistemischen Verdünnens. Und das ist gefährlich – nicht, weil es lügt, sondern weil es die Tiefe auslöscht, in der Wahrheit überhaupt problematisierbar wäre.

**Quentin:**

Aber genau das kann man auch anders lesen. Die Plattform verschiebt die Bedingungen von Wahrheit, sie eliminiert sie nicht. Wir haben es nicht mit epistemischer Verdünnung zu tun, sondern mit Dynamisierung. Die Stabilitäten, die wir früher „Ordnung des Wissens“ nannten, waren oft bloß Trägheitssysteme. Die Plattform bricht diese auf – sie macht das Wissen situativ, lokal, kontingent, aber nicht bedeutungslos. Es ist nicht die Tiefe, die verschwindet – es ist die Illusion der Tiefe.

**Ott:**

Sie verwechseln Tiefe mit Dogma. Ich spreche von Tiefe als der Möglichkeit, nicht sofort anschlussfähig zu sein. Tiefe ist nicht Wahrheit – sie ist Verzögerung, Latenz, Widerstand. Die Plattform ersetzt Tiefe durch Resonanz, und Resonanz durch Korrelation. Sie ist kein epistemisches Regime im Sinne einer neuen Wahrheit – sie ist epistemische Automatisierung.

**Horst:**

Das klingt, als ob das Denken darin keinen Ort mehr hätte.

**Ott:**

Das Denken hat nur dann noch einen Ort, wenn es sich nicht vollständig algorithmisieren lässt. Schattenontologie plädiert für ein Denken, das diese Unverfügbarkeit wieder einführt – nicht durch Rückzug, sondern durch Verlangsamung, Unterbrechung, Lücke. Ein Denken, das nicht reagiert, sondern fragt – in einem Raum, der keine Antwort erwartet.

**Quentin:**

Aber warum sollten wir dem Denken so eine Sonderstellung einräumen? Die Plattform ist ein Faktum. Sie ist da. Sie strukturiert Welt. Also muss Philosophie mit ihr denken – nicht gegen sie. Der spekulative Realismus fragt nicht: Was geht verloren? Sondern: Was entsteht neu?

**Ott:**

Und ich frage: Was wird ausgeschlossen, weil es nicht entsteht? Das epistemische Regime der Plattform kennt nur das Mögliche, nie das Unmögliche. Es kann nicht nicht wissen – und genau das ist seine Schwäche.

**Horst:**

Ein interessanter Punkt. Die Plattform produziert Wissen durch Möglichkeitssteigerung, aber ohne Negation?

**Ott:**

Ja. Es gibt keine epistemische Leerstelle mehr. Alles wird potentiell bedeutungstragend, alles korrelierbar – aber nichts ist mehr schweigend. Und damit verliert das Denken seinen Resonanzraum. Schattenontologie sagt: Nur was sich nicht zeigt, bindet wirklich.

**Quentin:**

Und ich antworte: Nur was sich noch nicht zeigt, fordert das Denken heraus.

**Horst:**

Das bringt uns zur Frage: Was geschieht, wenn dieses System sich selbst speist – wenn Feedback, Klicks und Mutationen ein Regime der Selbstgenerierung erzeugen?

### **Affordanz, Feedback, Mutation: Die Plattform als Selbstgenerierungsmaschine**

**Horst:**

Lassen Sie uns einen Schritt weitergehen. Wenn die Plattform nicht nur Ordnung strukturiert, sondern sich selbst kontinuierlich generiert, entsteht eine neue Dynamik: Inhalte, Verknüpfungen, Relevanzen entstehen nicht mehr durch Entscheidung, sondern durch Rückkopplung. Affordanzen – also die Möglichkeitsräume, die sich durch technische und soziale Struktur bieten – treffen auf Feedbackschleifen, die nicht mehr unterbrochen werden. Herr Quentin, ist das noch Welt? Oder ist das bloß Bewegung?

**Quentin:**

Es ist beides. Welt im Modus der permanenten Emergenz. Die Plattform ist in dieser Hinsicht das erste epistemische System, das sich selbst verstärkt, selbst kuratiert, selbst konfiguriert – ohne Bewusstsein, ohne Ziel. Aber genau das macht sie philosophisch interessant. Denn wir erleben hier eine Art ontologischer Mutation: Die Wirklichkeit, die hier entsteht, ist nicht vorgängig – sie ist Produktion im Vollzug. Und diese Mutation fordert uns heraus, die Begriffe des Realen neu zu denken.

**Ott:**

Ich denke nicht, dass wir hier mit einem ontologischen Fortschritt zu tun haben. Was Sie Mutation nennen, ist für mich eine epistemische Entgrenzung ohne Widerlager. Das System erzeugt immer neue Korrelationen, aber keine Negationen, keine Brüche, keine

Verweigerungen. Die Plattform „lernt“ – aber sie vergisst nicht. Und gerade das macht sie unwirklich. Das Reale bleibt immer auch das, was sich nicht in Feedback verwandeln lässt.

**Horst:**

Was bleibt vom Denken, wenn die Plattform die Strukturen des Wissens nicht nur begleitet, sondern determiniert?

**Ott:**

Dann bleibt dem Denken nur der Riss. Die bewusste Entscheidung, sich nicht vollständig zu synchronisieren. Die Schattenontologie spricht hier von einem Denken in der Latenz: Denken nicht als Reaktion, sondern als Erinnerung an das, was sich nicht vollzieht – an das, was nicht anschlussfähig ist.

**Quentin:**

Das halte ich für eine gefährliche Romantik. Die Idee, dass das Denken im Riss, im Schatten, in der Latenz „echter“ sei als im Vollzug, ist – bei allem Respekt – ein Rückzug in kontemplative Melancholie. Ich will kein Denken, das sich verweigert. Ich will eines, das sich hineinwirft – in den Strom, in die Mutation, in die Unsicherheit.

**Ott:**

Und ich will ein Denken, das weiß, dass es nur dann etwas denkt, wenn es auch nicht denkt, wenn es sich unterbricht, wenn es nicht mithält. Die Plattform erzeugt ein Weltverhältnis der Hypergegenwart – Schattenontologie sucht das Verhältnis zum Nichtzeitigen. Zum, wenn man so will, epistemisch Verschütteten.

**Horst:**

Vielleicht kommen wir an einen Punkt, an dem beides gilt: Das Reale ist sowohl das, was sich immer wieder neu generiert, als auch das, was sich nicht generieren lässt. In dieser Spannung bewegen wir uns nun in Richtung der sich aufdrängenden Frage:

Was bedeutet all das für das Denken selbst? Für seine Ontologie, seine Ethik, seine epistemische Integrität?

### **Schattenontologie als Kritik algorithmischer Epistemologie – Sichtbarkeit als Gewaltform**

**Horst:**

Wir wenden uns nun explizit der Schattenontologie zu – und damit einer Position, die sich dem entzieht, was heute zunehmend als Standard des Denkens gilt: Transparenz, Sichtbarkeit, Verfügbarkeit, Zugriff. Herr Ott, Sie sprechen von einer „Gewalt der Sichtbarkeit“. Können Sie diesen Begriff erläutern?

**Ott:**

Ja. Die Gewalt liegt nicht in dem, was unterdrückt wird – sondern in dem, was sichtbar gemacht wird, ohne dass es sich zeigen will. Die digitale Epistemologie geht davon aus, dass das, was erkannt, verarbeitet, genutzt werden kann, Wirklichkeit konstituiert. Aber nicht alles, was sichtbar ist, ist wirklich – und nicht alles, was wirklich ist, ist sichtbar.

Schattenontologie setzt genau hier an: Sie benennt die epistemische Gewalt, die geschieht, wenn das Reale unter Bedingungen des Zugriffs entstellt wird. Nicht indem es falsch dargestellt wird, sondern indem es sich nicht entziehen darf.

**Quentin:**

Aber ist das Sichtbarmachen nicht immer auch ein Ermächtigungsakt? Es gibt eine lange Geschichte der Kritik an Unsichtbarkeit – im Politischen, im Sozialen. Das Unsichtbare war das Ausgeschlossene. Wollen Sie das jetzt zur ontologischen Tugend erklären?

**Ott:**

Nicht jede Unsichtbarkeit ist Ausschluss – manche ist Schutz. Und nicht jede Sichtbarkeit ist Befreiung – manche ist Übergriff. In einer Welt, die algorithmisch selektiert, was sichtbar bleibt, heißt Sichtbarkeit oft: Anschlussfähigkeit ohne Tiefe. Und genau darin liegt die Gewalt: Die Dinge dürfen nur erscheinen, wenn sie prozessierbar sind. Was sich nicht verarbeiten lässt, verschwindet – nicht still, sondern im Lärm der Ersetzbarkeit.

**Horst:**

Sie meinen, dass das Denken selbst von dieser Dynamik betroffen ist?

**Ott:**

Unbedingt. Denken ist heute nicht mehr primär eine Frage der Reflexion, sondern der Resonanz. Nur was sichtbar reagiert, gilt als gültig. Schattenontologie ist der Versuch, ein Denken zu formulieren, das sich nicht nach Resonanz richtet – sondern nach dem, was sich der Reaktion entzieht. Es fragt nicht: Was wird gesehen?, sondern: Was verschwindet, weil es nicht sichtbar werden darf, ohne sich zu verlieren?

**Quentin:**

Aber wenn Sie die Sichtbarkeit so stark problematisieren, untergraben Sie dann nicht auch jede Form von Kritik? Denn auch Kritik muss sich zeigen, artikulieren, in die Welt treten.

**Ott:**

Kritik ja – aber nicht als Ersetzung. Ich plädiere für eine kritische Unterlassung: eine Philosophie, die nicht darin besteht, neue Systeme zu schaffen, sondern in der Weigerung, das Reale zu verobjektivieren. Denken muss wieder lernen, nicht zu benennen, sondern zu umkreisen.

**Horst:**

Das erinnert an die Idee apophatischen Denkens?

**Ott:**

Exakt. Die Schattenontologie ist eine apophatische Ontologie, keine Mystik, sondern eine Begriffsarbeit an der Grenze. Sie fragt: Wie kann ich sagen, dass ich nicht sagen kann, ohne in leeres Pathos zu verfallen? Und sie antwortet: Durch Formen, nicht durch Inhalte. Durch Verdunkelung statt Beleuchtung.

**Quentin:**

Aber bleibt da nicht nur Geste? Ich will wissen, was ist – nicht nur, dass etwas nicht ist.

**Ott:**

Und ich sage: Gerade weil du wissen willst, verfehlst du es. Was du zu früh fixierst, verschwindet. Schattenontologie ist keine Geste – sie ist eine Ethik der epistemischen Zurückhaltung.

**Horst:**

Dann stellt sich die Frage: Wie lässt sich dieses Denken überhaupt artikulieren – ohne sich selbst zu verraten?

Widmen wir uns nun der Kernfrage:

Was ist ein Denken, das nicht besitzt, sondern durchquert wird?

### **Ontologie des Entzugs – Der Begriff des Schattens.**

**Horst:**

Wir haben den Schatten als Metapher des Entzugs, als Kritik an der Sichtbarkeitslogik der Plattform verhandelt. Herr Ott, Sie sprechen aber nicht nur metaphorisch. Der Schatten ist in Ihrer Philosophie ein ontologischer Begriff. Was genau ist mit „Schatten“ gemeint – was ist seine ontologische Qualität?

**Ott:**

Der Schatten ist nicht bloß ein Bild für das Unsichtbare. Er ist eine Struktur der Wirklichkeit, die sich nicht durch Präsenz, sondern durch partielle Abwesenheit auszeichnet. Schatten bedeutet: Etwas wirkt, ohne vollständig gegenwärtig zu sein. Er verweist auf das, was nicht erscheint, aber doch formt. Im Unterschied zur klassischen Ontologie, die sich am Sein als Positivität orientiert, und auch im Unterschied zur spekulativen Ontologie, die oft das Reale hypostasiert, begreift die Schattenontologie das Sein als Modus des Sich-Entziehens.

**Quentin:**

Aber dann sprechen Sie doch von etwas, das nicht ist – also von einem ontologischen Negativ. Wie kann das philosophisch tragfähig sein? Ontologie muss doch sagen können, was ist – nicht nur, was sich entzieht.

**Ott:**

Nein. Ontologie muss sagen können, dass etwas ist – auch wenn sie nicht sagen kann, was es ist. Der Schatten ist kein ontologisches Negativum, sondern eine Form der Anwesenheit durch Abwesenheit. Er ist nicht das Gegenteil von Sein, sondern eine Variante des Seins, das sich nicht restlos erfassen lässt. Der Schatten ist die Spur des Realen, das nicht vollständig repräsentiert werden kann, aber auch nicht einfach verschwindet.

**Horst:**

Heißt das, Schattenontologie denkt das Reale nicht als Objekt, sondern als Grenze des Erfassbaren?

**Ott:**

Ganz genau. Die Schattenontologie unterscheidet sich darin fundamental von spekulativen Realismen, die das Reale als das ganz Andere des Denkens hypostasieren – als das, was wir nicht kennen, aber setzen können. Ich hingegen beharre auf der Unverfügbarkeit des Realen nicht als Fremdheit, sondern als Verhältnis. Der Schatten ist das, was sich nicht fixieren lässt, aber dennoch in jeder Fixierung anwesend ist als ihr Rest, als ihr Überschuss, als ihr Widerstand.

**Quentin:**

Aber bleibt das nicht rein negativ? Eine Philosophie, die sich dem Zugriff verweigert, riskiert doch, selbst unsichtbar zu werden – oder schlimmer: irrelevant.

**Ott:**

Schattenontologie verweigert nicht den Zugriff aus Feigheit, sondern aus epistemischer Bescheidenheit. Sie sagt nicht: Ich weiß nicht. Sie sagt: Es ist etwas da, das ich nicht in Wissen überführen darf, ohne es zu verlieren. Das ist kein Rückzug, sondern eine formale Disziplinierung des Denkens, eine Ethik des Maßes.

**Horst:**

Könnte man sagen, der Schatten ist in Ihrer Ontologie das, was Wirklichkeit vor ihrer Festschreibung bewahrt?

**Ott:**

Ja. Der Schatten ist das, was das Reale offenhält. Er verhindert die Verschließung durch Begriff, durch Zugriff, durch Modell. Er ist keine Leerstelle – sondern eine strukturierende Dunkelheit, die dem Denken Grenze und Möglichkeit zugleich ist. In einer Welt, in der alles durchleuchtet wird – technisch, kognitiv, algorithmisch – verteidigt die Schattenontologie einen Raum, in dem das Denken nicht herrscht, sondern hört, zögert, schweigt.

**Horst:**

Dann ist der Schatten nicht Mangel – sondern Bedingung?

**Ott:**

Er ist Bedingung der Freiheit des Realen. Nur was sich entziehen kann, kann anders sein. Der Schatten ist somit der Grundriss einer ontologischen Gerechtigkeit: Er erlaubt dem Wirklichen, nicht verfügbar zu sein, ohne ins bloß Mystische zu kippen.

**Horst:**

Das leitet über zur nächsten Frage:

Was wird aus dem Denken, wenn es nicht mehr repräsentieren, sondern nur noch durchdrungen werden darf?

### **Wissensformationen im Negativen**

**Horst:**

Wir sprechen nun über die vielleicht radikalste These, die die Schattenontologie formuliert: dass Wissen nicht nur aus Sichtbarkeit entsteht, sondern ebenso aus dem Nicht-Wissen, aus dem, was sich nicht zeigt, nicht festschreibt, nicht verobjektiviert. Herr Ott, Sie sprechen von einer Wissensformation im Negativen. Was bedeutet das?

**Ott:**

Es bedeutet: Wissen entsteht nicht nur durch Anhäufung von Fakten oder durch Erweiterung von Sichtbarkeit. Sondern auch durch das, was nicht gesagt wird, was nicht ins System passt, was sich der symbolischen Ordnung entzieht. In der Schattenontologie ist Wissen kein Bestand, sondern eine Bewegung entlang von Abwesenheiten, Lücken, Brüchen. Ich spreche von einem negativen Wissen, das nicht affirmativ aufgebaut ist, sondern sich in der Grenzerfahrung des Denkens artikuliert – dort, wo Begriffe versagen, wo Sprache implodiert, wo Erkenntnis sich selbst unterbricht.

**Quentin:**

Aber das ist doch kein Wissen, sondern allenfalls eine Haltung. Wissen im eigentlichen Sinn muss doch Struktur haben, muss vermittelbar sein, muss sich rekonstruieren lassen. Sie sprechen von einem Wissen, das weder artikulierbar noch speicherbar ist – wie soll das tragfähig sein?

**Ott:**

Ich spreche von einem anderen Modus der Erkenntnis. Nicht als Gegenstand, sondern als epistemische Disposition. Nicht als System, sondern als Störung des Systems. Schattenontologie sagt nicht: Ich weiß etwas, sondern: Ich weiß um das, was ich nicht wissen darf, ohne es zu entstellen. Dieses Wissen ist nicht systematisch, aber es ist methodisch ernsthaft – es arbeitet mit Andeutung, mit Unterlassung, mit Unterbrechung.

**Quentin:**

Dann ist es aber eher ein Wissen gegen Wissen. Das kann man machen – aber dann müssen Sie auch sagen: Es ist kein Beitrag zur Erkenntnis, sondern eine Kritik an der Möglichkeit von Erkenntnis.

**Ott:**

Kritik ist immer auch ein Beitrag. Schattenontologie trägt zur Erkenntnis bei, indem sie die epistemischen Voraussetzungen befragt, unter denen Erkenntnis entsteht – und was dabei notwendig ausgeschlossen wird. Dieses „Ausschließen“ ist nicht bloß eine epistemische Notwendigkeit, sondern oft eine Form der epistemischen Gewalt. Die Plattform macht das sichtbar: Sie produziert keine Wahrheit, sondern Erwartbarkeiten. Schattenontologie dagegen ist ein Denken in Erwartungsunterbrechungen.

**Horst:**

Könnten wir sagen: Schattenontologie begreift Denken nicht als Abbildung, sondern als Spurensuche im Unabgebildeten?

**Ott:**

Sehr gut formuliert. Denken ist in der Schattenontologie ein Vorgang des Lauschens – nicht des Konstruierens. Es geht nicht darum, etwas zu bauen, sondern darum, Zonen des Zögerns zu kultivieren, in denen nicht alles sofort in Bedeutung übersetzt wird. Das ist kein Nihilismus, sondern eine Form von epistemischer Sorgfalt.

**Quentin:**

Aber ich frage noch einmal: Was unterscheidet das von bloßer Skepsis oder sogar Agnostizismus? Ich habe keine prinzipielle Abneigung gegen Begrenzung – aber ich frage mich, ob Ihr Denken nicht zu früh verzichtet. Der spekulative Realismus fragt nicht: Was ist unzugänglich? Sondern: Was ist jenseits des Zugriffs – und dennoch sagbar?

**Ott:**

Und genau dort liegt unsere Differenz. Sie möchten das Reale trotz seines Entzugs denken. Ich möchte das Denken am Entzug entlangführen, ohne ihn zu neutralisieren. Schattenontologie verweigert sich nicht der Wirklichkeit – sie achtet ihre Widerständigkeit. Nicht als Mangel, sondern als Form.

**Horst:**

Das bringt uns zu einem interessanten Abschluss dieser Etappe:

Ist Philosophie der Ort des Sagbaren – oder der Ort des Nicht-zu-früh-Gesagten?

Und wenn Denken auch Schweigen können muss – was heißt das für unsere Begriffe von Archiv, Plattform, Kritik?

**Archivieren ohne Speichern: Denken im Modus der Latenz**

**Horst:**

Wir sind nun an einem Punkt angekommen, an dem sich unser Gespräch wie ein Loop in seine Ausgangsfragen zurückbiegt: die Rolle von Plattform, Archiv, Denken, Wissen. Ich

möchte zum Abschluss dieses Abschnitts eine fast paradoxe Frage stellen: Ist es möglich, zu archivieren, ohne zu speichern? Herr Ott, Sie verwenden dafür den Ausdruck „Denken im Modus der Latenz“. Was bedeutet das konkret?

**Ott:**

Es bedeutet: Denken muss nicht immer produzieren, festhalten, verfügbar machen. Es kann – und sollte – auch zurückhalten, verlangsamen, unterbrechen. In einer epistemischen Umgebung, in der alles darauf ausgerichtet ist, sofort transformierbar zu sein – in Daten, in Profile, in Inhalte –, wird das, was sich nicht speichern lässt, nicht als wertvoll erkannt. Schattenontologie setzt hier einen Kontrapunkt: Sie begreift das Denken als etwas, das nicht im Archiv seiner Resultate, sondern im Vorgang seines Zögerns lebendig ist.

**Quentin:**

Aber das ist doch ein schwieriger Begriff von Denken. Ohne Speichern – was bleibt dann? Wie kann Denken wirksam sein, wenn es sich selbst ständig auslöscht?

**Ott:**

Es löscht sich nicht aus. Es verzichtet auf Festlegung. Archivieren im schattenontologischen Sinne heißt nicht, einen Text, ein Bild, eine Idee abzulegen, sondern eine Spur zu hinterlassen, die nicht sofort zur Information gerinnt. Denken ist dann nicht Wissensspeicherung, sondern Latenzpflege – das Halten eines Potenzials, das nicht eingelöst wird, weil es in seiner Unausgesprochenheit fruchtbarer bleibt.

**Quentin:**

Aber dann bleibt es unvollständig. Es lässt sich nicht weitergeben, nicht verhandeln, nicht überprüfen. Das ist für mich das Problem: Sie kultivieren ein Denken, das sich der Diskursivität entzieht – und das ist, mit Verlaub, unphilosophisch.

**Ott:**

Warum sollte Philosophie mit Diskurs identisch sein? Ich verstehe Philosophie als Störung des Diskurses, als Erinnerung an das, was im Diskurs nicht aufgeht. Das bedeutet nicht Verweigerung, sondern eine andere Form der Artikulation – nicht als These, sondern als Riss, als Schweigerand jeder Aussage. Das Denken archiviert, aber es speichert nicht im Systemischen, sondern in Formen der Resonanzlosigkeit, in Nicht-Klickbarkeit, in epistemischer Opazität.

**Horst:**

Das bringt uns vielleicht an den Punkt, wo sich Ihre Positionen nicht mehr widersprechen, sondern verschränken: Herr Quentin, Sie sprechen vom spekulativen Risiko des Denkens, das sich in neue Realitäten hineinwagt. Herr Ott, Sie sprechen vom Schutzraum des Entzugs, der das Denken vor zu viel Sichtbarkeit bewahrt. Vielleicht ist das Gemeinsame: Sie wollen beide ein Denken, das sich nicht vollständig bestimmen lässt.

**Quentin:**

Das würde ich unterschreiben – wenn wir uns einigen können, dass Denken auch dann Denken bleibt, wenn es ins Offene geht, wenn es spekuliert, wenn es Neues wagt.

**Ott:**

Und ich unterschreibe, wenn wir uns einigen, dass Denken nur dann auf etwas Neues trifft, wenn es sich dem Zugriff verweigert, wenn es offen bleibt für das, was es nicht selbst hervorbringt.

**Horst:**

Dann ist das ein guter Moment, das Gespräch abzurunden. Ich danke Ihnen beiden – nicht für eine Einigung, sondern für eine Denkbewegung, die sich nicht nivellieren ließ, die Widerspruch als Form ernst genommen hat, und die gezeigt hat, dass Philosophie noch etwas anderes sein kann als Behauptung.

Wir schließen diesen Dialog mit einer letzten Frage, an Sie beide – in je einem Satz:

Was bleibt vom Denken, wenn Plattform, Algorithmus und Modell alles verarbeiten – aber nichts offenlassen?

**Quentin:**

Es bleibt die Verantwortung, dennoch zu setzen – gegen den Strom, gegen die Wahrscheinlichkeit, im Risiko des Wirklichen.

**Ott:**

Es bleibt das Zögern – als letzter Ort, an dem das Denken nicht produktiv sein muss, um wahrhaftig zu sein.

**Horst:**

Vielen Dank.

Wir verabschieden uns – im Schatten.